Ausgabe 2 – 2015

m

das magazin vom m|c

Vom Leben und Sterben

Gespräche über den Tod

Foto: Frank Scheffka

Mmh, lecker! André Otte genießt einen gefüllten Champignon, den Saskia Rosenboom vom m|c-Grillteam zubereitet hat. Das Rezept finden Sie auf Seite 42

Titel: „Der Sensenmann und die Hoffnung“ von Helmut Mahlstedt, Blaumeier-Atelier | Foto: Frank Pusch

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

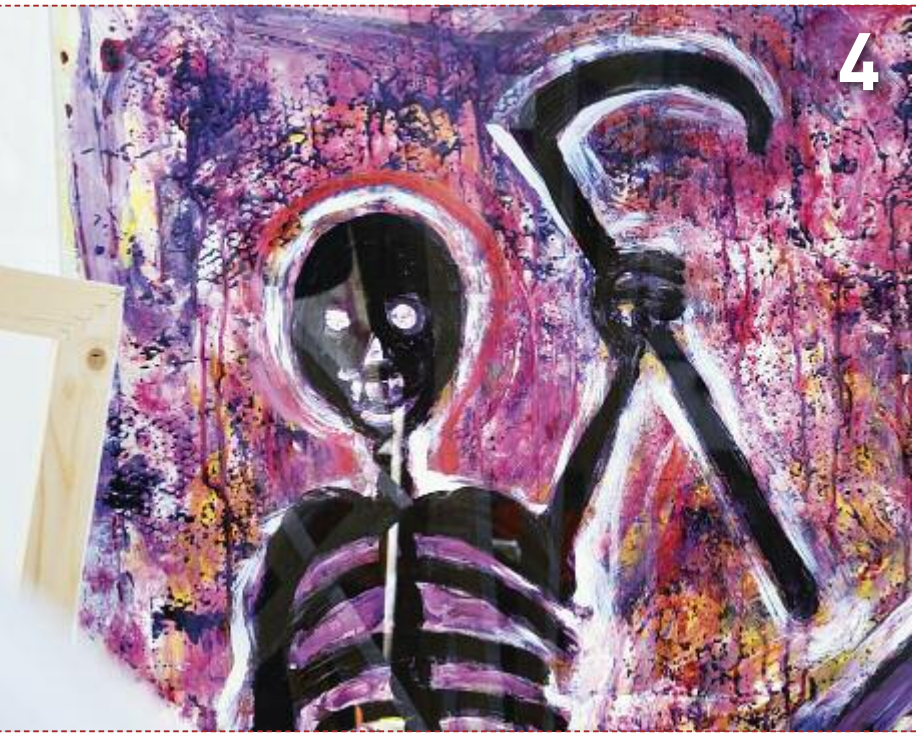
es ist Sommer. Die Sonne strahlt, die Laune ebenfalls. Wir sind in Urlaubsstimmung und genießen das Leben. Warum um alles in der Welt kommen wir gerade jetzt mit Tod und Trauer? Weil wir alle dieses Thema nur allzu gerne verdrängen. Weil auch jetzt Menschen sterben. Und weil der Tod zum Leben einfach dazugehört. Judith Allers, Petra Kettler und Erna Klindworth sprechen mit uns über ihre Erfahrungen mit dem Tod, ganz offen und unerschrocken. Passend zum Thema besuchen die durchblicker das Beerdigungsinstitut trauerraum und unterhalten sich mit dem Bestatter. Wir trauen uns und gehen ganz nah heran.

Ganz nah dran sind wir aber auch an anderen interessanten Themen: Wer ist eigentlich PKN, der finnische Beitrag zum Eurovision Song Contest – und wer mag überhaupt ihre Musik? Nico Oppel und Matthias Meyer sind da sehr unterschiedlicher Meinung und liefern sich ein Streitgespräch. Oder: Wie lebt und arbeitet es sich als Redakteur in Beirut – und wie dagegen in Bremen? Hans-Ulrich Brandt vom Weser-Kurier und Ibrahim Sharara aus dem Libanon haben ihre Arbeitsplätze getauscht und berichten. Wer ist unsere erste HEP-Schülerin und wer die wandelnde Kaffeetasse? Lauter spannende Fragen und noch spannendere Antworten.

Wir wünschen Ihnen einen sonnigen Sommer und viel Spaß mit dieser Ausgabe.

Herzlichst
Ihr m-Redaktionsteam

In dieser Ausgabe



Gespräche über den Tod
Was ist, wenn das Leben zu Ende geht? Was spielt in diesen letzten Momenten eine Rolle? Wie gehen die Hinterbliebenen mit dem Tod um? Und wie diejenigen, die beruflich jeden Tag mit dem Sterben zu tun haben? Schwierige Fragen zu einem schwierigen Thema. **m** hat Antworten gesucht und mit drei starken Frauen gesprochen. Die Bilder dazu stammen von den Künstlern des Blaumeier-Ateliers, aus der Ausstellung „HimmelHölleLiebeTod".

Plätze tauschen!
Einmal Beirut und zurück: Weser Kurier-Redakteur Hans-Ulrich Brandt tauschte einen Monat lang mit Ibrahim Sharara den Arbeitsplatz. Vier Wochen lang lebte er im Libanon und schrieb für die Zeitung As-Safir. Sein Beiruter Kollege zog dagegen für einen Monat an die Weser. Den durchblickern erzählen die Redakteure von ihren Erfahrungen.

I-Cup – einer für alle!
EM, WM, Bundesliga, Champions League – lauter Fußball-Wettbewerbe. Aber nur einer ist für alle da: der I-Cup. Schließlich steht I für Inklusion. Am 13. September wird dieses Turnier schon zum fünften Mal angepfiffen. Der Trainer der Martinsclub-Kicker Inouss-Bourrai-Touré und Ex-Werder-Profi Frank Baumann sind sich einig: Beim Fußballspielen fällt Inklusion leicht.

Wild & laut
Punk – für manche ist es die tollste Musik der Welt, für andere einfach nur Krach. Aus Finnland kommt gerade besonders lauter Lärm, seit es die Punk-Band PKN bis zum Eurovision Song Contest geschafft hat. Gut oder schlecht? Matthias Meyer und Nico Oppel haben ganz unterschiedliche Meinungen zu den vier Musikern mit Beeinträchtigung.

Titelthema

Vom Leben und Sterben – Gespräche über den Tod 4

Zu Besuch bei ... Heiner Schomburg vom trauerraum 14

Menschen & Meinungen

Plätze tauschen! Redakteurs-Austausch mit Beirut 18

Wild und laut: Passt Punkrock zum Eurovision Song Contest? 34

Die erste HEP-Schülerin stellt sich vor 41

News und Tipps

Fachforum Inklusion Leichte Sprache reicht nicht 30

Bürger im Quartier: Eine wandelnde Kaffeetasse in Kattenturm 32

Wanderausstellung: Assistenten in Schulen 38

Summer in the City – Sommertipps 44

Machen Sie mit!

I-Cup – einer für alle! 26

m|colleg – Fortbildungen 28

Grillrezept: Gefüllte Champignons 42

Immer in m

Kunstwerk! Diese Bilder gehen unter die Haut 23

Zum Schluss: Ein Shit-Storm um den Brief-Umschlag 47

Autoren dieser Ausgabe/Impressum 48

Text: Frederike Treu | Fotos: Frank Pusch

„HimmelHölleLiebeTod“ – so lautete im vergangenen Jahr der Titel einer Ausstellung des Blaumeier-Ateliers in der Städtischen Galerie Bremen. 20 Künstlerinnen und Künstler setzten sich mit den Thema Leben und Sterben auseinander. Voodoo-Teufel und Unterwelt-Szenen, Liebesgeschichten und Himmelserscheinungen entstanden auf Leinwand und Papier, ganz konkret oder auch völlig abstrakt. Die Künstler zeigen auf den nächsten Seiten sehr unterschiedliche und auch überraschende Blickwinkel zu dem Thema.

Christian Gau
Titel: Voodooteufel 1

„Der Voodooteufel ist mittelböse. Auch in uns ist etwas von ihm drin. Eine Mischung aus Gut und Böse, wie Yin und Yang.“

Vom Leben und Sterben

Gespräche über den Tod

Jeden Tag sehen, hören und lesen wir in den Medien vom Tod. Im Nahen Osten fallen Menschen Terroranschlägen zum Opfer. Im Mittelmeer ertrinken täglich Flüchtlinge. Das ist fürchterlich – aber es ist für uns Deutsche auch sehr weit weg. Krieg und Flucht haben die meisten nicht selber erlebt. Solche Situationen können wir uns nur schwer vorstellen.

Schwieriger wird es, wenn bei einem Flugzeugabsturz eine Schulklasse aus Nordrhein-Westfalen ums Leben kommt. Oder wenn bei einem Erdbeben in Nepal deutsche Urlauber verschüttet werden. Dann rückt der Tod näher. Vielleicht fliegen auch wir manchmal mit dieser Fluggesellschaft. Vielleicht wissen wir von jemandem, der den Himalaya besteigen möchte. Und vielleicht kennen wir sogar jemanden, der direkt betroffen war. Diese Situationen sind greifbar und lösen in uns Bestürzung und Trauer aus.

Spürbar wird der Tod erst dann, wenn er uns unmittelbar trifft. Wenn Familienmitglieder oder Freunde von uns gehen. Alleine der Gedanke daran ist mit Furcht und großer Angst verbunden. Wir verdrängen das Thema und lassen diese Gedanken nicht an uns heran. Der Tod gehört jedoch zum Leben dazu, und so sehr wir es uns auch wünschen, wir können ihm letzten Endes nicht aus dem Weg gehen. Deshalb wollen wir das Thema Tod aus seiner Tabu-Ecke holen. Wir möchten mehr darüber wissen. Was geht in einem vor, wenn man am Ende des Lebens angelangt ist? Wie verbringt man seine letzten Tage? Was ist jetzt wichtig?

„Ich habe ein Recht darauf, meine letzte Zeit würdevoll zu verbringen."

Vor fünf Jahren wurde bei Judith Allers, 56 Jahre alt, eine unheilbare Krankheit festgestellt. Schon bei der kleinsten Anstrengung bekommt sie schlecht Luft. Judith Allers wird an dieser Krankheit sterben. Sie ist gezwungen, sich mit ihrem eigenen Ableben auseinanderzusetzen. Und sie ist, bereit ihre Gedanken zu teilen.

Text: Frederike Treu | Fotos: Frank Pusch, Hervé Maillet

Judith Allers

„Ich möchte auf See bestattet werden. So wie meine Eltern. Ich finde den Gedanken schön, dass dann winzige Teile von mir mit dem Wasser überall auf der ganzen Welt sein werden."

„Ich möchte würdevoll an mein Ende kommen. Im Moment kann ich nur liegen. Sobald ich mich bewege, ist die Luft weg. Im Dezember hatte ich meinen letzten Arbeitstag, und jetzt liege ich hier. Ich habe so ein schlechtes Gewissen, weil ich immer kraftloser werde. Dieses Herumliegen ist so sinnlos. Es ist so viel kaputt, aber meine Schnute, die geht noch. Ein Bekannter hat mir angeboten, mit mir in meinem Cabrio Ausflüge zu machen, jetzt, wo die Sonne scheint. Aber ich möchte das nicht. Denn wenn ich hinterher nach Hause komme, wird die Einsamkeit über mir zusammenschlagen. Dass ich meine Wohnung nicht mehr verlasse, ist so eine Art Schutz. Wenn ich nichts mehr mache, dann vermisse ich auch nichts.

Ich sehe das ganz realistisch: Ich werde sterben und möchte dabei nicht alleine sein. Deshalb habe ich mir ein Hospiz ausgesucht. Für mich kommt nur das Hospiz in Bremervörde in Frage. Als Kind bin ich in Bremervörde zum Gymnasium gegangen, und jetzt sterbe ich hier – da schließt sich der Kreis. Ich habe lange mit der Hospizleiterin Sabine Eckstein gesprochen. Als Gast war ich auch schon einen Tag lang dort. Ich mag die gute Atmosphäre, die hellen Räumlichkeiten. Die Mitarbeiter sind sehr nett, ich fühle mich dort gut aufgehoben. Außerdem haben sie ein großes, helles Wellness-Bad. Mein Wunsch ist, noch einmal in einer Badewanne mit tollem Duftöl zu liegen. Das werde ich dort als erstes tun.

Es ist alles geregelt

Noch bin ich nicht so weit. Es geht mir noch nicht schlecht genug. Irgendwie merke ich allerdings, dass der Tag näherrückt. Ich kann den Gedanken daran, ein letztes Mal durch meine Tür zu gehen, noch nicht ertragen. Meine Wohnung für immer zu verlassen. Dabei habe ich längst alles geregelt: Schon vor Jahren habe ich ein Testament gemacht. Ich bin geschieden, meine Eltern sind tot, ich habe keine Kinder. Deshalb geht mein Hab und Gut an Kinder, von denen ich glaube, dass sie das Geld irgendwann einmal gut gebrauchen können. Ich habe alles gekündigt, was ich jetzt nicht mehr brauche. In meiner Wohnung ist nur noch das Nötigste. Ich möchte niemandem zur Last fallen, und meine Wohnungsauflösung soll in zwei Stunden erledigt sein. Deshalb habe ich auch all meine Papiere und Dokumente und all meine Fotos verbrennen lassen. Außer mir interessiert sich doch niemand dafür. Ich habe hier nur noch drei Fotos, von meinen Eltern, meinen Großeltern und meiner Zwerg-

Ralf Stüwe
Titel: Am Anfang und am Ende

„Wo Anfang und Ende sind, ist eine gute Frage. Das liegt im Auge des Betrachters. Aber es hat etwas Positives, nichts Bedrohliches.“

Cornelia Koch
Titel: In der Erkältungszeit 2

„Unten ist die Hölle mit den Krankheitserregern, denn in der Erkältungszeit ist die Hölle los. Oben ist die Göttin der Gesundheit, die heißt Hygieya. Die Gesundheit ist der Himmel.“

pudelhündin Toxi, die ich wegen einer schlimmen Krankheit einschläfern lassen musste. Es gibt nichts mehr, das ich regeln müsste. Es gibt nichts, das ich noch sagen müsste. Das habe ich alles längst erledigt.

Auch meine Beerdigung habe ich vorbereitet. Ich war bei einem Bestatter und habe ihm gesagt, was ich möchte: von allem das Notwendige, aber auch das Einfachste. Das reicht aus. Und dann war ich shoppen und habe mir richtig schicke Kleidung gekauft. Die wartet im Beerdigungsinstitut auf mich. Ich möchte keinen großen Zirkus, sondern eine schlichte Trauerfeier. Verbrannt und auf See bestattet werden. So wie meine Eltern. Ich finde den Gedanken schön, dass dann winzige Teile von mir mit dem Wasser überall auf der ganzen Welt sein werden.

Die Frage nach dem Warum

Ich habe oft traurige Momente. Ich hoffe so sehr, dass es mir bald wieder besser geht und ich tatsächlich wieder arbeiten kann. Einerseits. Andererseits weiß ich, dass ich sterben werde, und ich möchte, dass es endlich vorbei ist. So, wie es jetzt ist, will ich dieses Leben nicht mehr lange erleben müssen! Ich habe auch schon einmal versucht, das Sterben zu beschleunigen, aber das hat nicht geklappt. Ich glaube nicht an Gott, aber ich glaube, es gibt etwas Übermächtiges, das sagt, wann es für mich so weit ist. Und damals war es einfach noch nicht meine Zeit. Am liebsten würde ich einfach nicht mehr aufwachen, aber das liegt nicht in meiner Hand. Oft fühle ich so eine Mischung aus Dankbarkeit und Wut. Wut darüber, dass ich auf diese Art sterbe. Dieses jahrelange Verrecken. Warum ich? Was habe ich Schlimmes getan, dass ich das verdiene? Mir fällt dann aber nichts ein. Und Dankbarkeit dafür, dass es mir trotzdem noch gut geht. Ich muss mir keine finanziellen Sorgen machen. Ich bin weder dement noch lassen mich meine Muskeln im Stich. Das Wichtigste ist für mich, in Würde zu sterben und niemandem zur Last zu fallen. Was danach kommt? Ein Leben im Himmel? Ich weiß es nicht.“

Text: Frederike Treu | Fotos: Frank Pusch, Frank Scheffka

Helmut Mahlstedt
Titel: Der Sensenmann und die Hoffnung

Petra Kettler

„Die Trauer ist unberechenbar. Sie kommt heraus, wenn man es nicht vermutet“

Für Eltern ist es die schlimmste Vorstellung, wenn das eigene Kind stirbt. Der Gedanke ist nicht zu ertragen. Aber was, wenn man gar keine Wahl hat? Was, wenn ein Kind sterbenskrank wird? Wie geht man damit um? Feiert man dann jeden Augenblick, den man als Familie erlebt? Petra Kettler spricht über den Tod ihres Sohnes Christian im vergangenen Jahr.

„Man denkt, man ist auf den Tod vorbereitet – und dann kommt doch alles anders.“

Petra Kettlers Sohn Christian war knapp fünf Jahre alt, als bei ihm eine metachromatische Leukodystrophie diagnostiziert wurde. Diese seltene Stoffwechselkrankheit sorgt dafür, dass die Befehle der Nerven nicht mehr im Gehirn ankommen. Nach und nach verliert der Patient alle Fähigkeiten und kann weder sitzen noch essen oder sprechen. Im Februar 2014, mit 21 Jahren, ist Christian gestorben.

„Am Anfang habe ich versucht, mitten im Leben zu bleiben. Alles sollte so laufen wie bisher. Aber das ging einfach über meine Kraft. Irgendwann musste ich einsehen: Unser Leben ist nicht normal, und wir müssen das Beste daraus machen. In den ersten Jahren hatte ich den Leitspruch: ‚Jeder Tag, an dem Christian nicht lacht, ist ein verlorener Tag.' Wir haben die Geburtstage ganz groß gefeiert, haben große Gartenpartys gegeben. Aber im Laufe der 17 Jahre ließ das nach. Wir haben nicht mehr alles ganz bewusst wahrgenommen.

Wir sind nicht davon ausgegangen, dass Christian die Schulzeit überlebt. Wir haben nie damit gerechnet, dass er so alt wird. Als er alt genug war, die Schule zu wechseln, waren wir überrascht. Dann wurde er ‚überraschend' volljährig. Als der Bescheid für den Wehrdienst kam, waren wir überrascht. Wir haben auch nicht damit gerechnet, dass er alt genug werden würde, auszuziehen (er zog dann in eine Wohneinrichtung des ASB nach Alt-Osterholz). Je älter er wurde, desto mehr haben wir den Gedanken an den Tod in die Ferne geschoben.

Das hat uns geholfen

Natürlich belastet so eine Krankheit die ganze Familie. Mir hat es geholfen, mich in Aufgaben zu stürzen. Ich wurde Schulelternsprecherin und habe eine Gruppe für Eltern mit behinderten Kindern gegründet. In der Ehe gilt ‚ganz oder gar nicht', wenn man ein schwerbehindertes Kind hat. Man wächst als Paar entweder auseinander oder zusammen. Glücklicherweise sind mein Mann und ich zusammengewachsen. Für unseren jüngeren Sohn Tom war es wichtig, in eine Geschwistergruppe zu gehen. Außerdem hat uns der Kontakt zum Kinderhospiz Löwenherz geholfen. Immer wieder waren wir mit Christian dort, zur Kurzzeitpflege. Später sind wir auch mal ohne ihn in den Urlaub gefahren, während er im Hospiz war. Als Mutter schont man die Mitmenschen und sich selbst, indem man nicht über den Tod spricht. Aber im Hospiz kann man das. Dort lebt man mit dem Gedanken an den Tod. Und trotzdem wird ganz viel gelacht. Wir haben dort auch schon einmal Silvester gefeiert.

Text: Frederike Treu | Fotos: Frank Pusch, Frank Scheffka

Jonas Luksch
Titel: Kreuzigung (Jesus)
„Jesus ist gekreuzigt, aber er freut sich, denn er wird auferstehen."

Kurz vor seinem Tod bekam Christian eine Lungenentzündung und war damit auch im Krankenhaus. Ich habe ihn dann nach Hause geholt. Ich hatte einen engen Kontakt zum ambulanten Hospizdienst von Löwenherz. Es war ein ganz inniger Kontakt mit Christian in seiner letzten Woche. An einem sonnigen Tag im Februar habe ich die Terassentür aufgemacht. Mit Blick in den Himmel und in die Sonne ist er dann einfach gestorben.

Man hat irgendwie das Gefühl, man ist auf den Tod vorbereitet, und dann kommt doch alles anders. Ich hatte immer die Befürchtung, dass er sich nachts davonstiehlt, wenn wir schlafen. Aber er hat sich diesen sonnigen Moment ausgesucht, als seine Oma und seine Mutter bei ihm waren. Er war noch 24 Stunden bei uns. Die brauchten wir, um zu begreifen, dass er tot war.

Wir haben uns all die Jahre vorher mit dem Tod beschäftigt und hatten fünf Jahre lang psychologische Unterstützung. Das hat uns stärker gemacht.

Direkt nach seinem Tod kam erst einmal ganz viel Organisation. Blumen, Sarg, Bestattungsart aussuchen, Karten und Einladungen verschicken und, und, und. Auf der Trauerfeier habe ich nicht geweint, ich fand das alles viel zu interessant. Mir hat es geholfen, mit der Trauer nach außen zu gehen. Damit mache ich es einfacher für mich – und die anderen. Die wissen dann besser, wie sie mit mir umgehen können. Ich fand es furchtbar, Leute zu treffen, die nicht wussten, dass Christian gestorben war. Deshalb habe ich über seinen Tod auf Facebook geschrieben. Darauf habe ich ganz viele positive Rückmeldungen bekommen.

Es gibt weder Raum noch Zeit für Trauer

Man durchläuft vier Trauerphasen: Leugnen, plötzlich aufbrechende Emotionen, Neuorientierung, Akzeptanz. Das kann ich bestätigen. Am Anfang konnte ich mich nicht konzentrieren. Dann kamen plötzliche Wutanfälle, oft gegen Autofahrer. Die Trauer ist unberechenbar. Sie kommt heraus, wenn man es nicht vermutet. Gerüche, Töne, Farben – davor ist man nicht sicher. Alles kann plötzlich Tränen auslösen. Bei uns kommt jetzt der Drang nach Veränderung: Mein Mann hat seinen Job gewechselt. Wir haben das Haus verkauft und eine Wohnung in einem anderen Stadtteil gefunden. Ich gehe in die Politik. Außerdem habe ich in Borgfeld ein Trauercafé eröffnet. Einmal im Monat begleite ich eine Gruppe Trauernder. Hier reden wir darüber, was jedem einzelnen hilft. Und gucken, was wir gemeinsam aushalten können. Das ist wichtig, denn in unserer Gesellschaft gibt es weder Raum noch Zeit für Trauer."

Colette Boberz
Titel: Der Treueschwur
aus dem Bilderzyklus: Bis
uns der Tod zusammenhält

„Beim Treueschwur küssen und schmusen sie. Bis sie der Tod zusammenhält. Ich finde bunte Farben toll. Am liebsten mag ich Dunkelgrün."

Petra Kettler und Judith Allers haben beide Kontakt zu Hospizen. Der einen hat das Kinderhospiz Löwenherz großen Halt gegeben, die andere wird zum Sterben in ein Hospiz gehen. In Deutschland wurde 1986 das erste Hospiz gegründet. In diesen Einrichtungen sollen Menschen in Ruhe und Würde sterben können. Sabine Eckstein, Leiterin des Elbe-Weser-Hospizes in Bremervörde, bringt es auf den Punkt: „Wir wollen unseren Gästen ihre letzte Zeit so schön wie möglich machen. Wir leben hier nicht wie in einem Krankenhaus, sondern wie in einer Familie." Während Menschen früher zu Hause starben, verbringen sie heute ihre letzten Momente oft in Krankenhäusern oder Pflegeheimen. Entweder gibt es keine Angehörigen, oder die Familie ist mit der schwierigen Aufgabe überfordert. Hospize geben den Sterbenden den Raum, den sie brauchen. Und sie geben ihnen ein kleines Stück Normalität zurück. Apropos Normalität – wie lebt man, wenn der Tod zum Alltag gehört? Was macht es mit einem, wenn man täglich mit sterbenden Menschen zu tun hat? Erna Klindworth arbeitet für das Elbe-Weser-Hospiz und hat beruflich täglich mit dem Sterben zu tun. 20 Jahre hat sie in der ambulanten Pflege gearbeitet, und genauso lang engagiert sie sich schon im Hospizdienst. Seit einem Jahr ist sie Hauswirtschaftsleiterin des Elbe-Weser-Hospizes in Bremervörde. Außerdem betreut sie ein Trauercafé und eine Trauergruppe.

„Leute, die in Trauer verharren, sind gefangen und kommen nicht weiter."

„Als ich etwa 30 Jahre alt war, durchzuckte mich in besonders glücklichen Momenten immer so ein Gedanke: ‚Was ist, wenn ich sterben muss?' Da habe ich begonnen, mich für die Hospizarbeit zu interessieren.

Text: Frederike Treu | Fotos: Frank Pusch, Frederike Treu, Hervé Maillet

Erna Klindworth

„Menschen, die wissen, dass sie bald sterben, müssen sich nichts mehr vormachen.“

Damals war das noch überhaupt nicht weit verbreitet. Als mein Vater starb, dachte ich, ich werde verrückt. Jetzt, durch meine Arbeit, weiß ich, dass solche Gefühle normal sind. Wenn ein geliebter Mensch stirbt, verrückt oder verschiebt sich das Leben auf einmal. Je mehr ich persönlich erlebt habe und je mehr ich durch meine Arbeit gelernt habe, desto reifer wurde ich. Mittlerweile weiß ich, das Sterben ist wie eine Geburt. Als Neugeborener verlässt man den Körper der Mutter, als Sterbender die gute alte Erde. Und in beiden Fällen beginnt etwas Neues, man ist von alten Dingen befreit. Beim Sterben sind wir Hospizmitarbeiter so ähnlich wie Hebammen.

Was ich an meiner Arbeit besonders mag? Die Ehrlichkeit. Menschen, die wissen, dass sie bald sterben, müssen sich nichts mehr vormachen. Wann, wenn nicht jetzt, kann man ehrlich sein? Aber das schaffen nicht alle. Was ist besonders schwer an meiner Arbeit? Nichts. Es ist normal, nicht schwer. Wenn du einen kranken, schmalen Körper siehst, begreifst du, dass du loslassen musst. Und ich teile mir selber ein, wie eng der Kontakt ist. Manchmal, wenn die Beziehung eng war, trauere ich auch. Dann schleiche ich ein, zwei Tage durch das Haus. Mir hilft dann schöne Musik. Und irgendwann merke ich, jetzt geht es weiter.

Ganz wichtig ist die Hoffnung. Die Hoffnung darauf, dass nach dem Tod etwas Schönes kommt. Und wenn dann hinterher nichts ist, ist es auch egal, du merkst es ja dann nicht mehr. Wenn ein Gast im Hospiz gestorben ist, mache ich das Zimmer sauber. Das ist für mich ein schönes Ritual. Ich fege das Alte hinaus und mache Platz für Neues.

Ich weiß, wie ich sterben möchte. Wenn es so weit ist, möchte ich mir einen schönen Platz im Wald suchen und mich an einen Baum lehnen. Und dann nach einem Weilchen einschlafen.

Wenn man so viele sterbende Menschen erlebt hat, dann sieht man mit einem anderen Blick: Die Natur, das Leben, lachende Kinder – alles ist irgendwie neu. Und dann will ich nicht nur Tod um mich herum, dann will ich auch ein intensives Leben, mit meinen Enkelkindern!“

Drei Frauen, drei Geschichten. Alle kreisen um den Tod. Sie haben gezeigt, dass man mit Tod und Trauer umgehen kann, wenn es einen ganz nah betrifft. Natürlich ist es nach wie vor hart, sich dem zu stellen und es ist vollkommen normal, dass Tränen fließen, aber trotzdem stellt man fest: Der Tod kann seinen Schrecken verlieren. Es kann sogar gut tun, sich damit intensiv zu beschäftigen. In unserer Gesellschaft sind Sterbende und Trauernde ausgegrenzt, an den Rand gedrängt. Sie brauchen stattdessen einen Platz zwischen uns. Der Tod gehört zum Leben dazu. Wer vor dem Umgang mit ihm nicht zurückschreckt, kann nur gewinnen. ■

Wir danken unseren Gesprächspartnerinnen, die so offen und mutig auf unsere Fragen geantwortet haben. Herzlichen Dank!

Carl F.
Ohne Titel

„Ob das der Sensenmann ist? Nicht für mich. Aber wenn du ihn so siehst, dann ist er es für dich.“

Einige Anlaufstellen

Offenes Trauercafé in Borgfeld
(ins Leben gerufen von Petra Kettler)
Gemeindehaus
Katrepeler Landstraße 9
28357 Borgfeld
(0421) 2768899
www.petra-kettler.de

Das Hospiz zwischen Elbe und Weser
Hospiz- und Pflegedienstleiterin
Sabine Eckstein
Engeoer Wäldchen 2
27432 Bremervörde
(04761) 92611-0
www.hospiz-elbe-weser.de

Hospiz Brücke
Hospizleitung Monika Foppe
Lange Reihe 102
28219 Bremen
(0421) 380240
www.hospize-bruecke.de

Hospiz Horn e. V.
(ambulanter Hospizdienst)
Riekestraße 2
28359 Bremen
(0421) 235235
www.hospiz-horn.de

Hospizverein Bremen e. V.
(ambulanter Hospizdienst)
Schwachhauser Heerstraße 45 a
28211 Bremen
(0421) 4092828
www.hospizverein-bremen.de

Kinderhospiz Löwenherz e. V.
Hospizleitung Gaby Letzing
Plackenstraße 19
28857 Syke
(04242) 5925-0
www.kinderhospiz-loewenherz.de

Text: die durchblicker, Nina Marquardt | Fotos: Frank Scheffka

Total düster und überall Leichen?

Stimmt gar nicht!

Der trauerraum ist ein Bestattungsunternehmen im Bremer Viertel. Die durchblicker wollen wissen, wie ein Bestatter so drauf ist und wie ein Bestattungsunternehmen funktioniert.

Den trauerraum gibt es seit April 2010. Wenn jemand stirbt, sind die Mitarbeiter dafür zuständig, den Verstorbenen im Sarg abzuholen. Außerdem begleiten sie die Angehörigen dabei, wenn sie Abschied nehmen wollen. Sie organisieren die Trauerfeiern, die Todesanzeigen, die Trauerkarten. Sie waschen den Leichnam und ziehen ihm die Kleidung an, die zur Beerdigung getragen werden soll. „Ein Bestatter muss ein guter Organisator sein", sagt Heiner Schomburg, der Geschäftsführer, „denn er kümmert sich schließlich um alles, was nach dem Tode anfällt." Schomburg selbst kam über ein Praktikum bei einem Bremer Bestatter vor acht Jahren darauf, diesen Beruf zu wählen. Eigentlich ist er Pädagoge, hat mal in einer Maschinenfabrik gearbeitet, ist Taxi gefahren. „Ich hab viele Sachen gemacht, aber jetzt habe ich meinen Traumberuf gefunden!"

Michael Peuser von den durchblickern sieht sich in dem hellen Raum um. Hier befinden sich nur ein paar Särge und Urnen als Ansichtsexemplare. Er will wissen: „Sind die Leichen irgendwo nebenan in diesem Haus?" Heiner Schomburg erklärt: „Wir haben hier keine Kühlung, deshalb sind die Verstorbenen nicht hier. Die Kühlung ist im Krematorium in Verden." Im Unterschied zu anderen Bestattern, die die Toten häufig mit einer Trage in einem Leichentuch abholen, holen die Mitarbeiter von trauerraum die Verstorbenen immer in einem Sarg ab. Die Angehörigen können mitmachen und sich so mehr Zeit nehmen für den Abschied. Sie können beim Waschen und Ankleiden helfen und zum Schluss auch beim Hineinlegen des Verstorbenen in den Sarg. Schomburg sagt: „Wir sind einfach ein bisschen alternativer, offener, heller, freundlicher – allein die Räumlichkeiten sind schon ganz anders. Bei uns kann man sogar probeliegen im Sarg." Michael Peuser bestätigt: „Ich habe es mir so vorgestellt, dass ich bei Ihnen durch einen Raum müsste, in dem überall Leichen sind. Und dass es dunkler ist. Aber das ist ja hier nicht so."

Heiner Schomburg:
„Ein Bestatter muss ein guter Organisator sein, denn er kümmert sich schließlich um alles, was nach dem Tode anfällt."

Eine wichtige Botschaft von trauerraum ist es, den Angehörigen zu vermitteln, dass sie sich Zeit nehmen können. Nichts muss „zack, zack" gehen. Natürlich gibt es auch Formalitäten zu klären, bei denen trauerraum unterstützt. Als erstes muss die Sterbeurkunde beantragt werden, sonst kann keine Verbrennung oder Beisetzung durchgeführt werden. Michael Peuser wirft ein: „Ich habe gehört, es gibt eine neue Bestattungsform in Bremen. Man kann seine Asche über seinem eigenen Gartenbeet verstreuen. Stimmt das?" Schomburg antwortet: „Stimmt, das kann man seit Januar diesen Jahres. Bremen ist das erste Bundesland, in dem man das darf, das ist echt toll."

Nicht nur im eigenen Garten, sondern auch auf Streuwiesen auf Friedhöfen oder in Friedwäldern kann die Asche verstreut werden. Friedwälder gibt es seit ungefähr zehn Jahren.

Text: die durchblicker, Nina Marquardt | Fotos: Frank Scheffka

1

2

Das sind Wälder, die gleichzeitig Friedhöfe sind. Es gibt keine Steine, Büsche und Beete; dafür um bestimmte Bäume herum Plätze für Urnen. Einen Friedwald gibt es in der Nähe von Oldenburg und einen in der Nähe von Bremen-Nord, bei Schwanewede.

„Wenn Sie jemand neu kennenlernen und erzählen, was Sie beruflich machen, wie sind die Reaktionen so?" wollen die durchblicker wissen. „Meistens sehr positiv", antwortet Heiner Schomburg. „Viele fangen sofort an, von ihren eigenen Erfahrungen im Umgang mit Tod und Trauer zu sprechen. So entstehen viele offene Gespräche." Ein Bestatter muss die Ruhe bewahren können, einfühlsam sein. Aber er darf all die Gefühle auch nicht allzu nah an sich herankommen lassen, muss sich abgrenzen können. Es sind oft sehr extreme, traurige Situationen, mit denen er es zu tun hat. Trotzdem mag Schomburg seinen Beruf: „Das macht mich lebendiger. Ich hab jetzt gerade jemanden bestattet, der nur wenige Tage jünger ist als ich. Ich sage mir dann: Heiner, das kann dir morgen auch passieren, also lebe heute, lebe jetzt, lebe hier!" Außerdem ist er sogar eher gespannt auf den Tod, als dass er Angst vor ihm hätte. Für ihn geht es weiter, er glaubt, dass wir viele Leben haben. Und wie gehen die Angehörigen mit Tod und Trauer um? „Die meisten haben ganz viel Angst davor und wollen damit nicht so viel zu tun haben, es nicht wahrhaben. Aber es gibt immer mehr Menschen, die sich dafür interessieren und zum Beispiel ein Praktikum bei uns machen."

In Bremen sterben etwa 8000 Menschen pro Jahr. Die meisten von ihnen (80 Prozent) werden verbrannt. Ein Großteil der Urnen wird auf anonymen Gräberfeldern beigesetzt. Das ist

Woody Allen:
„Ich habe nichts dagegen, zu sterben. Ich will nur nicht dabei sein, wenn es passiert“

eine Rasenfläche auf Friedhöfen, es gibt hier keine Namen der Verstorbenen. Auf teil-anonymen Feldern steht ein Stein, auf dem alle Namen stehen. Und wie steht es um die Beerdigungswünsche des Bestatters selbst? Das hat Heiner Schomburg natürlich schon klar im Kopf: „Weil ich nebenher noch DJ in der Disco Kantine 5 bin, möchte ich gerne, dass mein Sarg dort in der Mitte im Raum steht. Da soll die Trauerfeier stattfinden und danach soll getanzt werden! Der DJ soll Rock, Deep Purple und ein bisschen elektronische Musik auflegen – und Jan Delay. Die Beisetzung soll dann in einem Friedwald sein. Ich habe schon sechs von meinen besten Freunden genau erklärt, wie ich das haben möchte.“

Der Schauspieler und Komiker Dieter Hallervorden hat gesagt: „In meiner Traueranzeige soll stehen: Bin umgezogen.“ Welchen Spruch findet Heiner Schomburg am originellsten? „Ich finde Woody Allens Spruch gut: Ich habe nichts dagegen, zu sterben. Ich will nur nicht dabei sein, wenn es passiert.“ ■

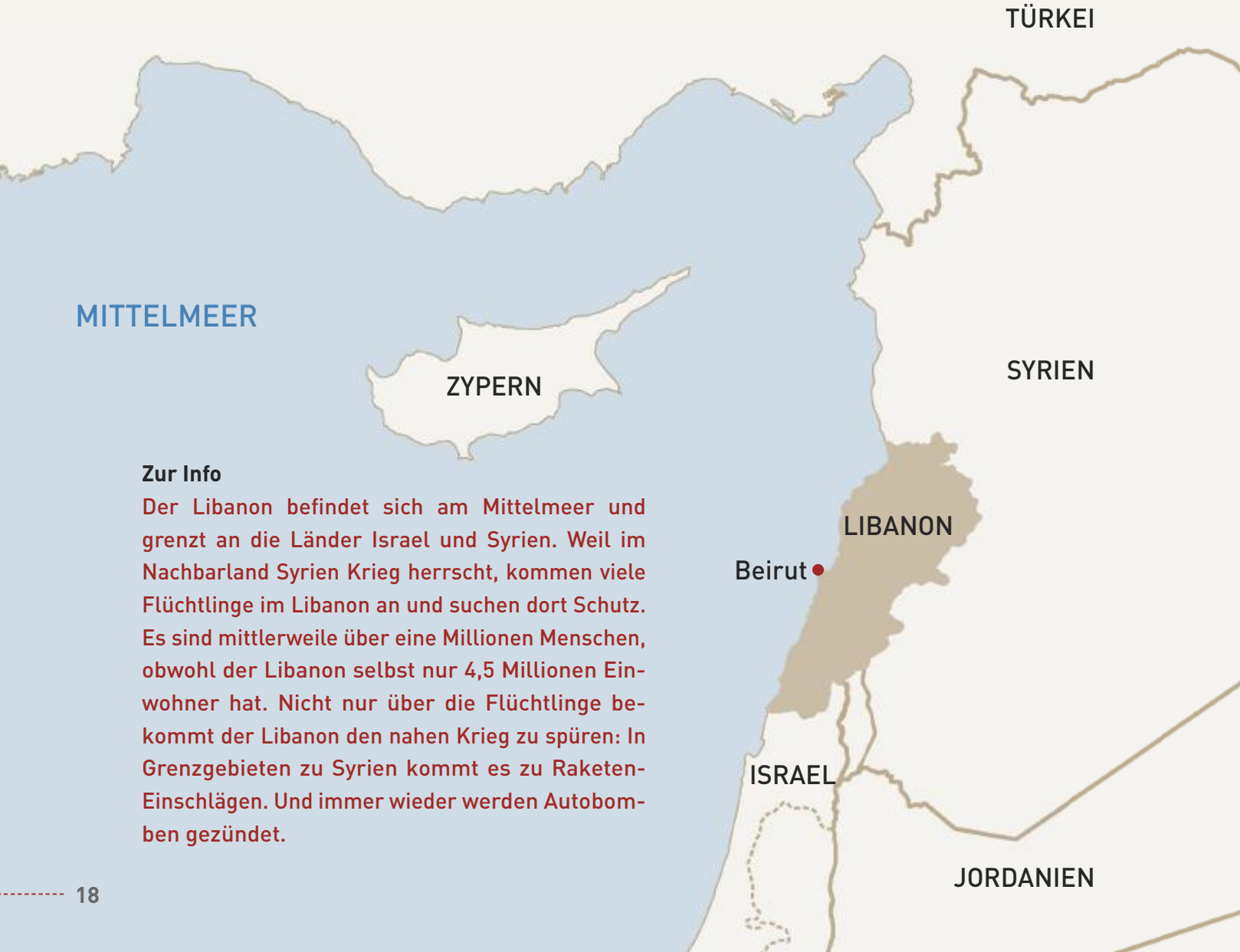
1 Michael Peuser traut sich: Probeliegen im Sarg ... | **2** ... Sargdeckel zu ... | **3** ... und Matthias Meyer kommt zum Vorschein | **4** Am Tag der offenen Tür im trauerraum konnte man auch einen Sarg bemalen

Text: die durchblicker, Nina Marquardt | Fotos: Hans-Ulrich Brandt, Frank Scheffka

Plätze tauschen!

Von Beirut nach Bremen und zurück

Ibrahim Sharara ist Redakteur bei der libanesischen Zeitung As-Safir in Beirut. Hans-Ulrich Brandt ist Redakteur beim Weser-Kurier. Beide machten mit beim Projekt „Nahaufnahme“ des Goethe-Instituts: Arabische und deutsche Journalisten lernen für 3 bis 4 Wochen die Arbeit bei der jeweils anderen Zeitung kennen. Sharara war im März 2015 Gastschreiber beim Weser-Kurier und schilderte in Artikeln seine Eindrücke von Bremen. Brandt verbrachte anschließend den April in Beirut bei As-Safir. Ein spannendes Thema für die durchblicker.



Zur Info

Der Libanon befindet sich am Mittelmeer und grenzt an die Länder Israel und Syrien. Weil im Nachbarland Syrien Krieg herrscht, kommen viele Flüchtlinge im Libanon an und suchen dort Schutz. Es sind mittlerweile über eine Millionen Menschen, obwohl der Libanon selbst nur 4,5 Millionen Einwohner hat. Nicht nur über die Flüchtlinge bekommt der Libanon den nahen Krieg zu spüren: In Grenzgebieten zu Syrien kommt es zu Raketen-Einschlägen. Und immer wieder werden Autobomben gezündet.

Ibrahim Sharara beim Weser-Kurier

Herr Sharara, wir finden Ihre Beobachtung in einem Ihrer Artikel lustig, dass es in Bremen so leise ist, zum Beispiel in der Straßenbahn. Was ist noch anders als in Beirut?

Wir haben leider keine Straßenbahnen oder Züge. Es gibt nur ein paar private Busse, die durch die Stadt fahren. In Bremen gibt es viele Grünflächen und Parks, in Beirut nur wenige. Und die sind kaum öffentlich zugänglich. In Beirut respektiert man auch das Lichtsignal der Ampeln nicht so wie hier, wo alle brav stehenbleiben. Und unsere Ampeln haben auch nicht das Tonsignal für Blinde.

Gibt es etwas, das Sie in Bremen überhaupt nicht gut finden?

Ich finde hier wenige Broschüren auf Englisch oder Französisch. Wenn ich in Museen gehe oder mir Sehenswürdigkeiten ansehe, finde ich kaum Erklärungen in anderen Sprachen. Die Leute sprechen zwar Englisch und man kann fragen, aber mir fehlt geschriebene Information in anderen Sprachen. In Frankfurt und Berlin ist das besser.

Was vermissen Sie am meisten von zu Hause?

Meinen Kater Haboul. Und meine Freunde und Kollegen. Und das Rauchen im Büro, das geht hier nämlich nicht beim Weser-Kurier. Und das sonnige Wetter.

Was ist das Besondere an Ihrer Zeitung As-Safir in Beirut? Und was bedeutet der Name As-Safir?

As-Safir bedeutet Botschafter oder Abgesandter. Es ist die wohl liberalste Zeitung in Beirut. Das heißt, sie vertritt nicht ganz so sehr eine bestimmte Richtung, wie die anderen Zeitungen das oft tun.

Wie sieht es mit der Pressefreiheit im Libanon aus – darf alles gesagt werden?

Wir haben eigentlich schon Pressefreiheit, jedoch mit Einschränkungen. Wir haben mindestens zehn Zeitungen. Jede Zeitung ist an den Interessen bestimmter politischer oder religiöser Gruppen ausgerichtet. Und auch, wenn meine Zeitung ansonsten eher liberal ist, schreibt man hier zum Beispiel nicht zu viel Kritisches über das syrische Regierung.

Sie haben nun die Arbeit beim Weser-Kurier kennengelernt. Gibt es Unterschiede im Gegensatz zur Arbeit für As-Safir?

Bei As-Safir berichten wir viel aus der ganzen Welt. Wir schreiben natürlich auch über Dinge aus dem Libanon, aber nicht so viel, wie der Weser-Kurier über Bremen und die deutsche Gesellschaft und Politik schreibt. Hier in Bremen schreibt man auch über „kleine Dinge" und nicht nur über die großen Themen der Welt. →

Matthias Meyer und Maren Bolte zeigen Herrn Shahara das m

Text: die durchblicker, Nina Marquardt | Fotos: Hans-Ulrich Brandt, Frank Scheffka

Ich finde, wir könnten uns da was abgucken und mehr auf kleine lokale Geschichten achten.

Gibt es Terror-Organisationen wie den Islamischen Staat im Libanon? Fühlen Sie sich sicher, wenn Sie unterwegs sind?

Der Islamische Staat ist in Libanon nicht verbreitet. Vielleicht in kleinen Dörfern, aber nicht in Beirut. Es ist aber trotzdem nicht immer sicher in Beirut. Es gibt viele Konflikte zwischen einzelnen Parteien. Seit 2005 der Premierminister (Rafiq al-Hariri, Anm. d. Red.) getötet wurde, gibt es immer wieder Probleme.

Unser Titelthema dieser m-Ausgabe ist der Umgang mit Tod und Trauer. Wie gehen Menschen im Libanon mit dem Tod um?

Im Libanon gab es viele kriegerische Auseinandersetzungen, Bürgerkrieg oder Konflikte mit Israel. Es starben sehr viele Menschen. Ich will nicht sagen, dass wir uns an gewaltsame Tode gewöhnt haben, aber, so traurig es ist, es gehört zum Leben im Libanon leider dazu.

Verstehen sich die religiösen Gruppen im Libanon untereinander?

Es gibt 18 anerkannte religiöse Gruppen, die haben eigentlich keine feindlichen Auseinandersetzungen miteinander. Aber es gelten durch die unterschiedlichen Religionen auch unterschiedliche Gesetze. Wir haben kein Zivilrecht, das für alle gleich gilt, wie ihr es hier in Deutschland habt. Religiöse Gesetze können sich zum Beispiel bei der Heirat oder Scheidung nachteilig auswirken. Deshalb gehen viele Libanesen, die nicht unter ihr jeweiliges religiöses Heiratsgesetz fallen wollen, zum Heiraten nach Zypern oder in die Türkei.

Wie leben Menschen mit Behinderung im Libanon?

Nicht sehr gut. Wir haben zwar ein Gesetz, das Firmen verpflichtet, Menschen mit Beeinträchtigung als Arbeitnehmer zu beschäftigen. Aber nicht alle Firmen halten sich daran. Und man kann sie nicht zwingen oder tut das jedenfalls nicht. Jetzt ist es aber besser als noch vor zehn Jahren, weil sich jetzt viele Organisationen für Leute mit Handicap einsetzen.

Welches ist der schönste Ort für Sie in Beirut?

Die Hamrastraße. Das ist eine bekannte und belebte Straße in der Innenstadt. Ich lebe und arbeite dort. Und die Corniche, die Strandpromenade.

Was muss man unbedingt gesehen haben, wenn man ihr Land bereisen will?

Die Stadt Byblos, das ist eine Hafenstadt an der Mittelmeerküste. Sie ist sehr alt.

šukran – Danke für das Interview, Herr Sharara!

Sehr unterschiedlich: Bremens Weserstrand am Café Sand und Beiruts beeindruckende Strandpromenade, die Corniche

Hans-Ulrich Brandt bei As-Safir

Hans-Ulrich Brandt an seinem Schreibtisch bei As-Safir

Der Autoverkehr auf Beiruts Straßen ist abenteuerlich

Wie haben Sie sich auf die Wochen in Beirut vorbereitet?
Ich habe viel mit meinem Kollegen Ibrahim Sharara aus Beirut gesprochen, im Internet recherchiert und mir einige Bücher besorgt und gelesen. Auch mit Bekannten, die schon einmal im Libanon waren, habe ich gesprochen.

Was war Ihr erster Gedanke, als Sie in Beirut ankamen?
Wo bin ich hier?! Ich war nicht gerade begeistert, denn es war mitten in der Nacht, und alles war dunkel und mir natürlich vollkommen fremd.

Hat sich das verändert, als Sie ein Weilchen dort waren?
Ja, alles hat sich verändert. Ich habe die Stadt und vor allem die liebenswerten Menschen sehr schnell kennengelernt und verstanden.

Hat Sie etwas zum Staunen gebracht?
Ja, der ungeheure Lärm. Und die ungeheure Kraft der Menschen, in dieser Stadt zu leben.

Mussten Sie bei As-Safir pünktlich zur Arbeit erscheinen?
Ich hatte freie Hand, war aber trotzdem fast jeden Tag dort, selbst an Wochenenden, weil ich dort gut arbeiten konnte.

Gibt es in Beirut viel Polizei? Und wie ist sie so drauf?
Ja, und sie ist schwer bewaffnet. Negativ aufgefallen ist sie mir nicht, aber es ist auch am besten, man ignoriert sie. Auf keinen Fall darf man Fotos machen, aber das ist ja hier auch so.

Wie haben Sie die politischen Verhältnisse dort wahrgenommen?
Um das richtig zu beurteilen, muss man viel länger im Libanon bleiben als ich. Das Land wird quasi nicht regiert, weil sich 18 religiöse Interessengruppen nicht auf einen gemeinsamen Präsidenten und damit auf eine Regierung einigen können.

Wie sind Sie mit dem Straßenverkehr klargekommen?
Als Fußgänger muss man höllisch aufpassen und immer in beide Richtungen schauen, denn Motorroller fahren auch entgegen der Fahrtrichtung. Autofahren musste ich Gott sei Dank nicht selbst, ich war nur Beifahrer. Da wird gedrängelt, gehupt und gerast, dass einem schlecht wird. →

Text: die durchblicker, Nina Marquardt | Fotos: Hans-Ulrich Brandt, Frank Scheffka

Hans-Ulrich Brandt staunt über die ungeheure Kraft der Menschen, die in Beirut leben – und über den ungeheuren Lärm

Wie hat Ihnen das libanesische Essen geschmeckt?

Der Libanon ist ein Paradies für Menschen, die gerne gut gewürzt und abwechslungsreich essen. Ich habe es genossen – die arabische Küche gehört zu den besten der Welt.

Ibrahim Sharara arbeitete im März drei Wochen für den Weser-Kurier. In Beirut hat er sich mit Hans-Ulrich Brandt verabredet, bei einem typisch libanesischen Frühstück

Welche Unterschiede gibt es bei der Arbeit bei As-Asir im Vergleich zu der beim Weser Kurier?

Die Technik dort ist in unseren Augen veraltet. Aber die Arbeitsatmosphäre ist sehr kollegial und freundlich. Und es gibt Kaffee, Tee und kleine Snacks gratis.

Wie kamen Ihre Gastbeiträge bei As-Safir an?

Sehr gut; ich bin sogar einmal von einem Leser auf der Straße angesprochen worden. Und die Kolleginnen und Kollegen kamen häufig vorbei, um mir zu sagen, dass sie meine Texte toll finden.

Welche Souvenirs haben Sie mitgebracht?

Eine kleine kupferne Kaffeekanne, um arabischen (ist eigentlich türkischer) Kaffee kochen zu können, und ein paar T-Shirts. Eine große Dose mit herrlichem Gebäck habe ich geschenkt bekommen.

Herzlichen Dank, Herr Brandt! ■

1 Rolf Bergmann ist Tätowierkünstler. Mit seiner Tätowiernadel hat er schon etliche Körperteile verschönert | 2 Zuerst zeichnet er das Tattoo mit einem Filzstift vor ... | 3 ... dann wird das Motiv mit einer Tätowiernadel unter die Haut gestochen

Diese Kunst geht unter die Haut

Winston Churchill hatte eines, Kaiserin Sissi und Ötzi, der Mann aus dem Eis, auch. Seemänner und Knastbrüder haben oft viele. Die Rede ist von Tattoos. Schon seit der Steinzeit bemalen Menschen ihre Haut. In den letzten zehn, fünfzehn Jahren aber sind Tätowierungen besonders in Mode gekommen.

Unter den Tätowierern gibt es wahre Künstler. Einer von ihnen ist Rolf Bergmann. Er ist schon lange im Geschäft: Vor 14 Jahren hat er das Handwerk gelernt. „Viele üben auf Kunsthaut, auf Schweinehaut oder auf Bananen. Aber ich habe gleich auf den Kunden losgelegt. Ich habe schon immer gern gezeichnet, das hier ist einfach eine andere Technik." Und so sieht sie aus: Von einer Folie wird das Bild auf die Haut übertragen und dann mit der Nadel gestochen. Dabei bewegen sich sieben ganz feine Nadeln auf und ab und streifen die Farbe auf der Haut ab.

Gemeinsam mit Lukas Escher betreibt er „Black Oaks Tattoo" in der Stader Straße. Weiße Wände, dunkles Holz – an Tattoos denkt man nicht unbedingt, wenn man die schicken Räume betritt. Erst auf den zweiten Blick entdeckt man die Farbfläschchen und die Liegen, die Skizzen und die Geräte. Und auf den dritten Blick die düsteren, gruseligen Schädelbilder und den riesigen Todesstern aus Star Wars unter der Decke. Ja, so stellt man sich echte Tätowierer vor: mit einer Vorliebe für Skelette und Dämonen.

„Nein, ich mache nicht nur gruselige Tattoos", stellt Rolf klar. „Aber ich habe eine angeborene Leidenschaft für Schädel und Rosen." Damit füllt er auch leere Uhrenkästen, die er zu Kunstwerken umbaut. Am liebsten ist ihm, wenn die Kunden klare Vorstellungen haben. „Wenn jemand kommt und sagt, er möchte auf der Schulter einen Koi haben und ich darf dann das genaue Bild entwerfen – das macht mir am meisten Spaß." Leute, die gar nicht wissen, was sie wollen, schickt er wieder weg. Schließlich bleibt ein Tattoo ein Leben lang, da muss man sich schon sicher sein. Rolfs Traum: jemand, der sich von ihm den ganzen Körper aus einem Guss gestalten lässt, so als Gesamtkonzept. „Auch bei mir bin ich mit der Nadel schon überall mal gewesen", lacht der Künstler. „Aber mir tut es echt weh." Sein erstes Tattoo? Eine Heuschrecke an der Wade. →

Fotos: Frank Scheffka, Rolf Bergmann

Übrigens: Winston Churchill trug einen Löwen auf der Brust und Sissi einen Anker auf dem Rücken.

Hier können Sie mehr Tatoos sehen: **www.blackoakstattoo.com**

Text: Benedikt Heche, Frederike Treu | Fotos: Frank Scheffka

Fünftes inklusives Fußballturnier

I-Cup – einer für alle!

Inouss Bourrai-Touré
„Die Mannschaft freut sich schon! Alle haben Bock, mitzuspielen"

Die Mannschaft laufen auf, der Anpfiff ertönt, das Spiel beginnt. In der Pauliner Marsch wird wieder gekickt – und zwar inklusiv. Schließlich ist der 13. September. Heute findet zum fünften Mal der I-Cup statt, das inklusive Fuballturnier in Bremen.

Inouss Bourrai-Touré trainiert gemeinsam mit Nikolai Goldschmidt die Fußballmannschaft des m|c. Für diese Kicker ist der I-Cup ein Highlight. „Die Mannschaft freut sich schon! Alle haben Bock, mitzuspielen. Es ist für uns eine gute Gelegenheit, weil wir so wenige Turniere haben", meint Inouss. Das m|c-Team ist seit dem ersten I-Cup dabei. „Allerdings steigt so langsam das Leistungsniveau", erklärt der Trainer. „Die anderen Teams werden immer stärker." Im vergangenen Jahr haben die m|c-Kicker den fünften Platz gemacht, 2015 will man sich noch verbessern.

Inklusion lässt sich im Fußball ganz leicht umsetzen, findet Inouss Bourrai-Touré: „Es klappt schon, wenn sich Murat und Moritz zum Kicken treffen." Das sieht auch Frank Baumann so. Als der Ex-Werder-Profi mit fünf Jahren in den Fußballverein eintrat, spielte auch ein Junge mit stark eingeschränkter Sehfähigkeit in seiner Mannschaft. Er konnte gerade mal die Umrisse des Balles erkennen, hat aber ganz selbstverständlich mitgespielt, ohne dass seine Beeinträchtigung eine Rolle gespielt hätte. „Inklusion ist wichtig. Sport kann da ein Vorreiter sein", findet Frank Baumann. Alles, was beim Freizeitfußball zählt, sind Freude und Begeisterung, Ehrgeiz und Fairness. Zweimal war der ehemalige Werder-Spieler schon beim I-Cup dabei, einmal durfte er die Preise bei der Siegerehrung übergeben. Den 13. September hat er sich in diesem Jahr schon fest vorgemerkt. Dann nämlich rollt ab 9 Uhr morgens auf den Plätzen des Sportgartens in der Pauliner Marsch der Ball. Zunächst sind die Kinder und Jugendlichen an der Reihe. Am Nachmittag wird dann das Turnier für die Erwachsenen

ausgetragen. Neben dem Fußball wird es ein vielfältiges Rahmenprogramm geben mit Klettern, Trampolinspringen oder Beachvolleyball. Für das leibliche Wohl werden an diesem Tag die Diplom-Griller des Martinsclubs sorgen.

Die Veranstaltung wird von acht verschiedenen Bremer Organisationen ausgerichtet. Neben dem Martinclub sind auch Werder Bremen, der Sportverein ATS Buntentor, der Martinshof, die AOK Bremen/Bremerhaven, der Sportgarten, Special Olympics Bremen und der Bremer Jugendring beteiligt. Über 200 begeisterte Kicker waren im letzten Jahr dabei. Bei gutem Wetter können es dieses Jahr bestimmt noch mehr werden.

Alle Mannschaften können sich jetzt anmelden. Auch einzelne Personen dürfen beim I-Cup mitspielen. Das Organisationsteam wird sich darum kümmern, dass alle mitmachen können. Anmelden kann man sich telefonisch oder per E-Mail beim Bremer Jugendring. ■

1 Frank Baumann, Ex Werder-Profi, unterstützt die m|c-Fußballmannschaft | 2 Inouss Bourrai-Touré ist begeisterter Trainer | 3 Nikolai Goldschmidt (Mitte) organisiert den I-Cup

Bremer Jugendring – Nikolai Goldschmidt
Telefon: (0421) 41658514
Nikolai.Goldtschmidt@bremerjugendring.de

Kindeswohlgefährdung

Aus der Perspektive eines Pädagogen und eines Notfallmediziners erfahren Sie, wie Sie Kindeswohlgefährdung erkennen und wie Sie handeln können.

Wann?
19.6.15, 16:30 -19:30 Uhr und
20.6.15, 10 -13:30 Uhr
Wer?
Anil Desai und
Dr. med. Axel Steinhardt
Wie viel?
85 €

Losgelegt – mit Plan, Spaß und Strategie

Projektmanagement im Alltag sozialer Unternehmen

Erfahren Sie praxisnah, wie man von einer Idee zum Ziel kommt, ohne dabei Inhalte, Zeit und Geld aus den Augen zu verlieren.

Wann?
23.6.15 und 7.7.15,
jeweils 13:00 – 17:00 Uhr
Wer?
Imke Lohmeier und
Marco Bianchi
Wie viel?
125 €

Fortsetzung der VERANSTALTUNGSSREIHE

Herausforderndes

verstehen | vermeiden | intervenieren

Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg

In wertschätzender Grundhaltung kommunizieren lernen

Wann?
12.9.15 und
19.9.15, je 9 – 17 Uhr
Wie viel?
225 €

Wenn es schwierig wird: Ins Gespräch kommen und bleiben

Hilfen für eine erfolgreiche Elternarbeit

Wann?
18.9.15, 16:30 – 19:30 Uhr und
19.9.15, 9 – 13 Uhr
Wie viel?
140 €

Ausnahmen von Regeln gibt es nicht!

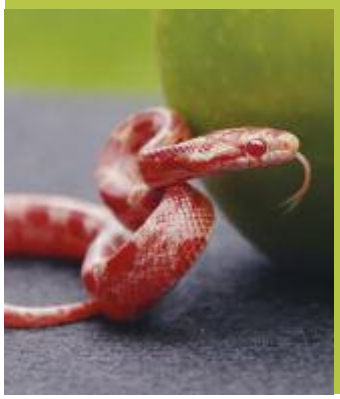
Sinn und Unsinn von Regeln und Grenzen im pädagogischen Alltag

Wann?
19.9.15, 9 – 17 Uhr
Wie viel?
185 €

Anmeldung zu den Fortbildungen:
Nina Marquardt und Ulrike Peter
Telefon (0421) 53 747-69
mcolleg@martinsclub.de
www.mcolleg.de

Tiergestützte Pädagogik – eine Option für meine Einrichtung?

Tiere als therapeutische Helfer artgerecht und sinnvoll in ambulante und stationäre Betreuungssettings einbinden – am Beispiel von Reptilien und Hunden



Wann?
3.7.15, 13 – 18 Uhr und 18.9.15 13 – 18 Uhr
(die dazwischenliegende Zeit dient dem Transfer in das eigene Arbeitsumfeld)
Wer?
Ralf Neier
Wie viel?
170 €

Alter, Demenz, Beeinträchtigung – Zusammenhänge am Beispiel von Trisomie 21

Wenn Menschen mit Beeinträchtigungen im Alter plötzlich auffällig werden

Wann?
12.9.2015, 9 – 17 Uhr
Wer?
Dagmar Meyer
Wie viel?
195 €

Verhalten

Nähe geben – Distanz wahren
Sensibel und professionell agieren

Wann?
7.11.15, 9 – 17 Uhr
Wie viel?
130 €

Professionelles pädagogisches Handeln reflektieren
Situationsanalyse, Selbstreflexion, Interventionsstrategien

Wann?
10.10.15, 9 – 17 Uhr
Wie viel?
130 €

Effektive Gremienarbeit

Das Finden der richtigen Sprache und Strategie, um Themen auf den Weg zu bringen

Wann?
25.9.15, 13 –17 Uhr
Wer?
Hans Ulrich Barde
Wie viel?
75 €

Text: Benedikt Heche | Fotos: Frank Scheffka

Prof. Dr. Wolfgang Jantzen redet über Inklusion und Exklusion

Leichte Sprache reicht nicht

„Wir reden hier ja über Inklusion und verständliche Sprache, aber mal ehrlich: Ich habe von Ihrem Vortrag nur die Hälfte verstanden", meldete sich ein Zuhörer, als Prof. Dr. Wolfgang Jantzen am 23. April im Alten Fundamt einen Vortrag hielt.

Jantzen, der viele Jahre den Studiengang Behindertenpädagogik an der Uni Bremen leitete, sprach beim 3. Fachforum Inklusion über das Thema „Wer von Inklusion redet, darf über Exklusion nicht schweigen". Seiner Meinung nach kann Inklusion nur funktionieren, wenn Menschen miteinander reden. Er sagt, dass Menschen einander wirklich schätzen und sich zuhören müssen. Die Sprache ist dabei besonders wichtig. Die „Leichte Sprache" reicht dafür nicht aus, denn sie wird von Menschen nicht gerne benutzt, die sehr gut schreiben, lesen und sprechen können. Man muss eine Sprache finden, die alle Menschen verwenden wollen.

Jantzen ist der Meinung, dass Menschen jeden Tag ausgegrenzt werden. Den Grund dafür sieht er in der Geschichte. Als die Europäer vor vielen Jahrhunderten begannen, die Welt zu erobern, entstand Rassismus. Menschen verurteilten andere Menschen wegen ihrer Verschiedenheit. Dieses Problem gibt es auch heute noch.

Darüber hinaus bemängelt der Inklusions-Experte das Symbol, das Inklusion beschreiben soll. Der Aufbau unserer Gesellschaft ist sehr schwer zu verstehen. Darum kann Inklusion nicht durch einen großen Kreis beschrieben werden, in dem viele bunte Punkte versammelt sind. Das wäre viel zu einfach. Wichtig ist, dass Inklusion sich immer auf alle Menschen bezieht – nicht nur auf Menschen mit Beeinträchtigung, sondern auf alle, die ausgegrenzt werden.

Zum Ende seines Vortrags forderte Jantzen die 80 Teilnehmer dazu auf, nachzudenken, wie Exklusion entsteht und wer Exklusion befürwortet. Zudem wünschte er sich noch mehr Einsatz von den Menschen. Er möchte, dass sich viel mehr Menschen auf die Seite der Ausgegrenzten stellen. Auf die kritische Äußerung aus dem Publikum entgegnete Jantzen mit einem Versprechen: „Ich bemühe mich immer, möglichst einfach zu sprechen, ich versuche aber, mich noch mehr zu verbessern."

Von links: Prof. Dr. Georg Feuser, Prof. Dr. Wolfgang Jantzen und Thomas Bretschneider

Am 1. Juli findet der nächste Vortrag zum Thema Inklusion statt. Dann wird Dr. Joachim Steinbrück (Landesbehindertenbeauftragter der Stadt Bremen) über die Umsetzung von Inklusion in Bremen sprechen. Das Projekt „Inklusive Stadt Bremen" bietet neben den Fachforen auch viele stadtteilbezogene Projekte in Peterswerder und Kattenturm an. ■

Anna-Katharina Bechthold vom m|c organisierte das Fachforum mit Prof. Dr. Wolfgang Jantzen

www.Inklusive-Stadt-Bremen.de
VIELFALT - LOKAL - VERNETZEN

Text: Marco Bianchi | Fotos: Frank Scheffka

1

1 Von links: Marga Fischer, Petra Kerckhoff und Erika Lenz sind 3 frischgebackene Quartiers-Expertinnen | 2 Neben der Quartiersarbeit spielt Erika Lenz auch Theater. Ihre Rolle: der Hund der Bremer Stadtmusikanten | 3 Marga Fischer im Gespräch mit Marco Bianchi, Stadtteilkoordinator m|c

Bremer Heimstiftung, Martinsclub Bremen e. V. und Bremer Volkshochschule, das sind die neuen Bremer Stadtmusikanten

Bürger im Quartier

Eine wandelnde Kaffeetasse in Kattenturm

„Mein Quartier“ … das ist mehr als der Bäcker nebenan und eine Haltestelle vor der Haustür. Hier liebe und lebe ich, hier fühle ich mich zu Hause, schon seit vielen Jahren. Es lohnt sich, für mein Quartier aktiv zu sein! Aber wie eigentlich? Wo finde ich Gleichgesinnte? Hat dieser Raum, dieser „Sozialraum“ eigentlich mehr zu bieten, als man auf den ersten Blick sieht?

2

Erika Lenz

„Ich habe viele nette Leute kennengelernt. Außerdem konnte ich nicht nur meinen Horizont erweitern, sondern auch viel von mir selbst einbringen."

3

Tatsächlich gibt es viele Angebote vor Ort, viele Möglichkeiten und Menschen, die dabei helfen können, den Stadtteil für sich zu erobern, ihn kennenzulernen und sich für seine Mitmenschen zu engagieren.

Wie das geht, haben neun Bürgerinnen und Bürger in einer Fortbildung gelernt: dem sogenannten BiQ. Das ist die Abkürzung für „Bürger/-innen im Quartier". 80 Unterrichtseinheiten umfasste der Lehrgang, der hauptsächlich in den Stadtteilhäusern Kattenturm und Kattenesch stattfand. Ausgedacht hat sich die Fortbildung die Bremer Heimstiftung. Im April fand die feierliche Übergabe der Zertifikate statt. Alexander Künzel, Vorstand der Bremer Heimstiftung, führte die Übergabe persönlich durch.

Erika Lenz ist eine der frischgebackenen Quartiers-Expertinnen. Auch wir vom Martinsclub haben schon viel von ihrer Mitarbeit profitiert. Sie hat uns unterstützt bei Ausflügen und als Aushilfe im Kulturcafé Vielfalt. Wir treffen sie bei der Einweihung einer neuen Tagespflegestation in Kattenturm ... als Hund! Ja, richtig gelesen, denn Frau Lenz spielt nebenbei auch noch in einem Ensemble des Theaters Interaktiwo. Sie stellt dabei ein Viertel der Bremer Stadtmusikanten dar, eben den Hund. „Ich habe viele nette Leute kennengelernt", sagt Erika Lenz. „Außerdem konnte ich nicht nur meinen Horizont erweitern, sondern auch viel von mir selbst einbringen."

Eine weitere Teilnehmerin bei der Zertifikats-Verleihung ist Marga Fischer. Sie wollte herausfinden, wo Menschen mit und ohne Behinderung in Kattenturm und umzu gut Kaffee trinken können. Dafür hat sie den ganzen Stadtteil erkundet und viele Menschen und Orte kennengelernt. Da sie auf ihren Erkundungstouren immer Kaffee trinkt, heißt sie bei den Anwohnern nur noch „die wandelnde Kaffeetasse". „Es sind viele, viele Kontakte zu Menschen im Quartier entstanden", berichtet die wandelnde Kaffeetasse; „mittlerweile kennen sie mich und freuen sich, wenn ich vorbeikomme. Das ist für mich eine sehr wertvolle Erfahrung."

Wir wünschen den Teilnehmern alles Gute für ihr weiteres Engagement! Und nicht wundern, wenn demnächst ein gewisser Herr Bianchi nach engagierten Mitmenschen fragt ... ■

Text: Benedikt Heche, Matthias Meyer, Nico Oppel | Fotos: Pekka Elomaa

1 Von links: Pertti Kurikka (Gitarre), Kari Aalto (Gesang), Sami Helle (Bass) und Toni Välitalo (Schlagzeug)

Die Band

Pertti Kurikan kommt aus Finnland. Seine Leidenschaft ist der Punkrock. Er sammelt CDs und spielt selber Gitarre. Vor sechs Jahren beschloss Pertti, eine Band zu gründen. Und da er an diesem Tag Geburtstag hatte, nannte er sie „Pertti Kurikan Geburtstag". Auf Finnisch heißt das „Pertti Kurikan Nimipäivät" – oder kurz PKN.

Mit Pertti Kurrikan (Gitarre), Kari Aalto (Gesang), Sami Helle (Bassgitarre) und Toni Välitalo (Schlagzeug) besteht die Band aus insgesamt vier Mitgliedern. Die vier lernten sich bei einem Kulturprojekt einer Organisation für Erwachsene mit geistiger Beeinträchtigung kennen. Die Punkmusik hat sie sofort verbunden.

Ihre Songs machen PKN komplett selbst. Ihre Musik ist schnell und hart. Sie orientiert sich an finnischer Punkmusik aus den 1990er-Jahren. Ihre Texte können ernst, aber auch lustig sein. So handeln die Lieder von sozialen Problemen, aber auch von unangenehmer Körperpflege.

In Finnland sind PKN Kult. Ihre erste CD war nach kurzer Zeit ausverkauft. Sie spielen Konzerte im ganzen Land und haben eine riesige Fangruppe. „Wir lieben es, Konzerte zu geben", sagt Pertti Kurikan, „Menschen klopfen uns auf die Schulter und finden uns echt gut."

Auch in Deutschland haben PKN schon Konzerte gespielt, und es werden wohl noch einige Länder dazukommen. Es ist zu erwarten, dass sie bald in der ganzen Welt bekannt sein werden. Als PKN beim Eurovision Song Contest in Wien die Bühne betraten, schauten Millionen Menschen am Fernsehgerät zu.

Finnische Punkband rockt den ESC

Wild und laut!

Ende Mai trat die finnische Punkband PKN beim Eurovision Song Contest in Wien an. Zwei Welten trafen aufeinander, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Die Musik von PKN ist schmutzig, laut und nicht immer im Takt. Der ESC ist voll von Glitzer und Glamour. Passt das überhaupt zusammen? Im m diskutieren zwei, die sich mit Punkmusik auskennen. Ein Streitgespräch von Nico Oppel und Matthias Meyer

Text: Benedikt Heche, Matthias Meyer, Nico Oppel | Fotos: Benedikt Heche

Was ist der ESC?

Der Eurovison Song Contest (ESC) ist ein Musikwettbewerb, der jedes Jahr einmal stattfindet. Aus jedem europäischen Land nimmt ein Künstler an dem Wettbewerb teil. Die Teilnehmer präsentieren auf einer großen Bühne ihre Lieder. Das Publikum an den Fernsehgeräten stimmt am Ende ab, welches Land gewonnen hat. Deutschland konnte den ESC bisher zweimal gewinnen. Zuletzt gewann Lena Meyer-Landrut mit ihrem Song „Satellite" den Wettbewerb.

Und was ist Punk?

Punkmusik ist Mitte der 1970er-Jahre in New York und London entstanden. Sie ist eine Stilrichtung der Rockmusik und zeichnet sich durch schnelles Tempo, Lautstärke und schrillen Gesang aus. Die Texte üben meistens Kritik an der Gesellschaft oder haben eine politische Botschaft. Auch hier in Deutschland wird Punkmusik gerne gehört. „Die Ärzte" und „Die Toten Hosen" sind sind die berühmtesten Punkbands.

Das Streit

Nico Oppel,
stellv. Fachbereichsleiter Wohnen
„Richtige Punks würden bei so einer Zirkusveranstaltung nicht spielen!"

„Persönlich mag ich den amerikanischen Punkrock aus den 1980er-Jahren sehr gerne. Die Mucke von PKN ist dagegen ein ganz schönes Gegrunze. Laut, schnell, aber definitiv Punk. An den Klamotten der Bandmitglieder kann man sehen, dass sie aus der Punk-Szene kommen.

Schon allein deshalb ist der Auftritt von PKN beim ESC für mich ein absoluter Grundsatz-Verstoß. Punk sein bedeutet für mich, dass man eine Haltung vertritt. Man ist gegen das normale System. Man rebelliert gegen alles, was mit Reichtum und Geld zu tun hat.

Beim ESC wird genau diese Welt gezeigt. Eine große Show-Veranstaltung mit dem Zweck, möglichst viel Geld einzunehmen. Anschauen kann man sich das nur, um sich darüber zu amüsieren. Von der Musik bekommt man ansonsten ‚Ohrenbluten'.

Meine Befürchtungen sind zum Glück nicht eingetroffen. Ich dachte, dass die Menschen für die Band abstimmen werden, weil sie die Musiker mit Beeinträchtigung außergewöhnlich und lustig finden – schlimmer noch – bemitleiden. Mit der Musik und auch mit Inklusion hätte das dann nichts mehr zu tun gehabt. Für mich bleibt die Teilnahme von PKN am ESC sehr fragwürdig."

Foto: Elena Volotowa (EBU)

Pertti Kurikan
„Wir lieben es, Konzerte zu geben. Menschen klopfen uns auf die Schulter und finden uns echt gut.“

gespräch

„Ich mag die Musik von PKN vom Stil ganz gerne. Die E-Gitarren-Riffs sind reiner Punk. Das fetzt und haut voll rein. Ein bisschen schade ist es, dass man die Texte nicht verstehen kann.

Mit dem ESC kann ich eigentlich nicht so viel anfangen. Da kommt meistens eine Schnulze nach der anderen. Darum habe ich mir das eigentlich auch nie angeguckt. Ich finde es deshalb cool, dass PKN bei diesem Wettbewerb angetreten sind. Das bringt Abwechslung in die ganze Sache und macht es für mich viel interessanter.

Sie haben nicht gewonnen, weil das Publikum andere Musik lieber mochte. Aber sicher ist, dass neben den ganzen Schlagern und Schnulzen die rockige Musik besser in Erinnerung bleibt. Man hat gesehen, dass PKN keinen Vorteil durch ihre Beeinträchtigung hatten. Manche Leute sagen, dass PKN beim ESC aufgetreten sind, um die Inklusion zu fördern. Ich denke aber, wenn man wirklich Inklusion gewollt hätte, dann hätten sie englische Lieder singen müssen.

Ich finde es auch nicht schlimm, dass PKN als Punks bei dieser Show mitmachen. Wenn sie weiter im Untergrund bleiben würden, könnten sie auch kein Geld verdienen. Ich mag ja besonders gerne die alten Sachen von ‚Die Ärzte' und ‚Die Toten Hosen'. Die spielen heute aber auch auf den großen Bühnen und sind in den Charts. Und das ist ja auch Punkmusik.“ ■

Matthias Meyer, die durchblicker
„Es ist doch gut, dass mal Abwechslung zu den Schnulzen kommt!“

Text: Christina Ruschin | Fotos: Frank Scheffka

Wanderausstellung zeigt Assistenten in Schulen

„Ich bin Hände, Mund, Füße, Ohren …“

In Sachen Inklusion in Schulen steht Bremen ganz vorne. Als erstes Bundesland hat es den Weg für Schülerinnen und Schüler mit Förderbedarf in die Regelschulen geebnet. Knapp zwei Drittel nehmen dort am Unterricht teil.

Dorit Mantei

„Wenn einer meiner Schüler sagt: ‚Frau Mantei, ich brauche Hilfe‘, dann freut mich das sehr, denn er hat gelernt, sich auszudrücken.“

Beim Blick auf Inklusion in Schulen kommt eine Berufsgruppe aber oft zu kurz: Über 400 Assistentinnen und Assistenten in Schulen leisten wichtige Basisarbeit. Ohne sie wäre Inklusion unmöglich. Mit unserer Kampagne „Assistenz in Schulen ein Gesicht geben“ wollen wir dieser wichtigen Arbeit und den Menschen dahinter eine Bühne geben. Wie sieht eigentlich ihre Arbeit aus? Welche Qualifikationen bringen sie mit? Wo sind die Herausforderungen und was motiviert sie? Wir stellen sechs Assistenten vor. Ihre Porträts präsentieren wir in diesem Jahr in einer Wanderausstellung, die ihre Runde durch die verschiedenen Stadtteile macht. Zwei von ihnen zeigen wir schon jetzt im m.

„Mein Name ist Dorit Mantei. Ich bin gelernte Kinderkrankenschwester und seit sieben Jahren als Assistentin tätig. Aktuell kümmere ich mich in einer Grundschul-Inklusionsklasse um fünf Kinder mit einer geistigen Beeinträchtigung. Bei Schulpflichtigen denkt man an Kinder oder Jugendliche, die morgens zur Schule gehen, ihre Jacke ausziehen, sich auf ihren Platz setzen,

Am Montag, den 6. Juli, um 17 Uhr laden wir Sie herzlich zur Eröffnung unserer Ausstellung ein.

„Assistenz in Schulen ein Gesicht geben“

Veranstaltungsort:
m|Centrum
Buntentorsteinweg 24/26
28201 Bremen

Der Eintritt ist frei.
Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.

zuhören, was die Lehrkraft sagt, dies verstehen oder nachfragen. Meine zu betreuenden Schülerinnen und Schüler sind dabei auf Hilfe angewiesen. Ich bin für sie häufig Hände, Füße, Mund, Ohren. Ich übersetze zwischen Kind und Mitschülern und Lehrkräften. Im Umfeld Schule bin ich meistens diejenige, die sie am besten kennt und ihr Verhalten, ihre Sprache am besten versteht.

Ich hole die Kinder morgens am Bus ab und begleite sie in die Klasse. Ein Schüler ist manchmal nicht bereit, aus dem Bus auszusteigen. Dann ist eine persönliche Zuwendung wichtig. Ich motiviere ihn in einer Sprache, mit der wir uns beide verständigen können. Dazu benutze ich kurze Sätze in einfacher Sprache und Gebärden. Während des Schultags benötigt er permanent eine Person, die ihm zur Seite steht. Sich selbst überlassen kann man ihn nicht, da er Gefahren nicht einschätzen kann.

Wenn ein anderer Schüler androht, andere Kinder zu schlagen oder die Erwachsenen mit Schimpfwörtern provoziert, dann kommt es auf die richtige Mischung aus Fachlichkeit und Intuition an. Eine enge Begleitung, ständiger Kontakt, direkte Ansprache, wertschätzende Zuwendung, Ruhe bewahren, dem Schüler die Gelegenheit geben, über seine Gefühle zu sprechen und dabei verständlich und verlässlich zu sein – all das ist gleichzeitig gefragt.

Mit den Fortschritten in der Entwicklung der Kinder bekomme ich eine Menge für meinen Einsatz zurück. Wenn einer meiner Schüler beispielsweise sagt: ‚Frau Mantei, ich brauche Hilfe', dann freut mich das sehr, denn er hat gelernt, sich auszudrücken.

Ich beobachte immer wieder, dass Menschen mit Beeinträchtigung nicht ‚mitgedacht werden', oder es Berührungsängste gibt. Ich kann hier ein bisschen die Brücke bauen, Ängste und Scheu nehmen oder abbauen helfen, aufklären. Dabei gibt es noch viel Arbeit – nicht nur für Assistenten in Schulen.“

Text: Christina Ruschin | Fotos: Frank Scheffka

Christian Heinig

„Ich lasse meinen Schüler so viel wie möglich selbst machen, damit er sich möglichst frei entfalten kann."

„Mein Name ist Christian Heinig. Ich bin 31 Jahre alt. Ich arbeite an einem Schulzentrum als persönlicher Assistent für einen beatmungspflichtigen jungen Erwachsenen. Ich bin Gesundheits- und Krankenpfleger. Da der Schüler, den ich betreue, dauerhaft auf ein (mobiles) Beatmungsgerät angewiesen ist, kann man ihn niemals aus den Augen lassen. Es kann immer technische und gesundheitliche Zwischenfälle geben.

Vor allem geht es mir darum, dem Schüler einen normalen Schultag zu ermöglichen. Ich unterstütze ihn darin, so wie andere Schüler und Schülerinnen den Unterricht zu erleben und auch in den Pausen mit Mitschülern in Kontakt zu treten.

Ich reiche ihm benötigte Gegenstände wie etwa Stifte oder einen Laptop und unterstütze ihn beim Essen. Wegen seiner körperlichen Behinderung braucht er dabei Hilfe. Auch beim Ortswechsel helfe ich ihm, da er auf einen Rollstuhl angewiesen ist. Dies beinhaltet ebenfalls WC-Gänge.

Ich lasse meinen Schüler so viel wie möglich selbst machen, damit er sich möglichst frei entfalten kann. Trotzdem bleibe ich präsent, um meiner Verantwortung gerecht zu werden. Das ist ein anspruchsvoller Spagat. Natürlich ist es auch wichtig, den Eltern das Gefühl zu vermitteln, dass der Schüler bei mir in guten Händen ist.

Ohne Assistenz in Schulen wäre der Besuch einer Regelschule für den Schüler nicht möglich. Damit würden sich sein Erfahrungshorizont und der Kontakt zu anderen Gleichaltrigen drastisch verringern. Für mich ist dieser Job so wertvoll, weil er zusammen mit den anderen Berufsgruppen, wie dem Lehrpersonal, das Grundrecht auf Bildung gewährt."

Weitere Informationen zur Ausstellung gibt es auf **www.martinsclub.de** ■

Die erste HEP!

Farina hat unterschrieben

Etwas Kaufmännisches? Oder doch lieber etwas Soziales? Und wie sieht's mit einem technischen Beruf aus? Wer die Wahl hat, hat die Qual. Das gilt jetzt allerdings nicht mehr für Farina Speer. Die 22-Jährige hat sich längst entschieden: Im September startet sie ihre Ausbildung zur Heilerziehungspflegerin im Martinsclub. Sie ist die erste, die den Vertrag für diese neue Ausbildung des m|c unterschrieben hat.

Nach ihrem Realschulabschluss und Erfahrungen in verschiedenen Praktika wusste die Bremerin schnell: Ihre Zukunft liegt in einem sozialen Beruf. In ihrer Generation ist sie mit dieser Entscheidung eine von wenigen. Besonders Berufe in der Pflege haben keinen guten Ruf. Typische Vorurteile gelten den schlechten Arbeitsbedingungen und vor allem der geringen Bezahlung. Auch Farina musste ihre Entscheidung schon rechtfertigen. „Klar haben mich Freunde darauf angesprochen, dass ich nicht so viel verdienen werde, aber Geld alleine macht mich auch nicht glücklich", so die 22-Jährige. Und was macht sie glücklich? „Ich arbeite total gerne mit Menschen zusammen", erklärt sie, „es macht mich glücklich, wenn ich ihnen helfen kann." Das – und die Natur. Für die gebürtige Bremerin ist es ein Katzensprung in den Bürgerpark. Hier geht sie oft spazieren. Außerdem genießt sie das schöne Wetter gern am Unisee oder erkundet auf dem Fahrrad das Blockland. Und wenn es mal regnet? Musik und Bücher zählen auch zu ihren Leidenschaften.

Für die HEP-Ausbildung hat sich Farina vor allem wegen der Vielseitigkeit und der verschiedenen Einsatzmöglichkeiten entschieden. Die Heilerziehungspflege konzentriert sich nicht ausschließlich auf die Pflege. Auch Pädagogik und Inklusion sind wichtige Themen. Besonders der pädagogische Bereich spielt für Farina eine entscheidende Rolle. „Ich kann mir sehr gut vorstellen, mit Kindern und Jugendlichen zusammenzuarbeiten", sagt sie und freut sich daher besonders auf den Teil der Ausbildung, der im Fachbereich Assistenz in Schulen stattfinden wird.

Wir finden, dass Farina eine tolle Entscheidung getroffen hat, und heißen sie herzlich im Martinsclub willkommen! ■

Text: m|c-Grillteam | Fotos: Frank Scheffka, Fotolia

Empfehlung vom m|c-Grillteam

Gefüllte Champignons

Zündet schon mal die Kohle an! Während der Grill vorglüht, bereiten wir unser vegetarisches Überraschungspäckchen vor. Es muss nämlich nicht immer Bratwurst sein.

Zutaten:

16 möglichst große Champignons (weiß oder braun)
200 g Schafskäse (Feta)
2 kleine Zwiebeln
3 Knoblauchzehen
Salz
Pfeffer

und außerdem:

Alufolie
scharfes Messer
Teelöffel
Schneidebrett

Und so geht's:
Die Champignons mit einem Messer und einem Tuch säubern. Den Stiel abschneiden und den Pilz ein wenig aushöhlen. **[1]**

Den Schafskäse in Würfel schneiden **[2]**

Die Zwiebeln und die Knoblauchzehe in ganz kleine Würfel schneiden. **[3]** + **[4]**

Den Schafskäse in einer Schüssel zerdrücken, die Zwiebeln und den Knoblauch dazugeben. Mit Salz und Pfeffer würzen und alles gut verrühren. **[5]**

Die Mischung in die Pilze füllen und ein wenig feststreichen. Obendrauf darf ruhig ein kleiner Berg sein. **[6]**

16 Stücke Alufolie abreißen und die gefüllten Pilze zu kleinen Päckchen verpacken. **[7]** + **[8]**

Diese Päckchen ungefähr 10 Minuten lang auf dem Grill garen. **[9]** + **[10]**

Die gefüllten Champignons schmecken besonders lecker mit einem grünen Salat und Baguette. Guten Appetit!

Text: Saskia Achenbach, Marco Bianchi, Uta Bohls, Claudia Liedtke | Fotos: die Autoren, Haus am Walde

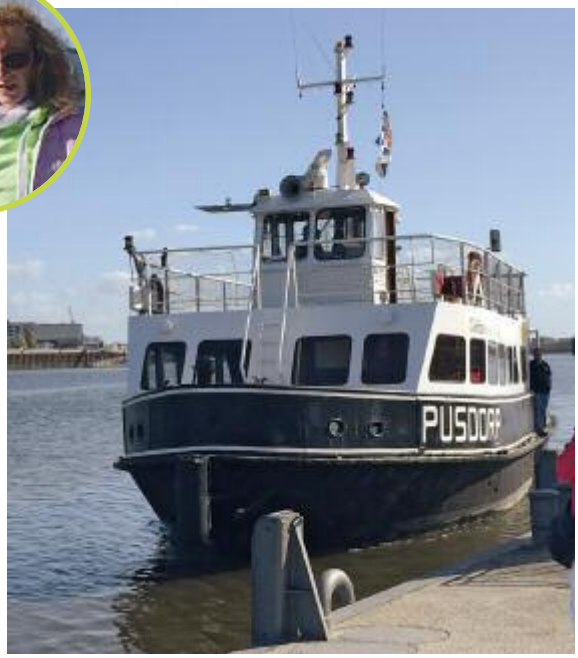
Mal lauschig, mal laut ...

Summer in the city

„Wo in unserer Stadt ist es eigentlich am schönsten, wenn die Sonne scheint und die Temperaturen steigen?" Vier m|c-Mitarbeiter verraten ihre Lieblingsorte für den Sommer.

Saskia Achenbach, m|Centrum

„Ich habe lange in Heidelberg gewohnt und bin erst im April wieder zurück nach Bremen gekommen. Was jetzt im Sommer gerade angesagt ist, weiß ich also noch gar nicht so genau. Aber mein Favorit – seit Langem – sind die Open-Air-Konzerte im Haus am Walde. An einem lauen Sommerabend im Biergarten zu sitzen und toller Musik zu lauschen, ist für mich ein Sommer-Highlight. Die Leute um mich herum sind entspannt, der Flammkuchen ist lecker, auf der Bühne spielt eine Band – was will man mehr? Am 10. Juli zum Beispiel bin ich auf jeden Fall dort. Dann steht nämlich Jaimi Faulkner auf der Bühne, ein australischer Songwriter. Entspannter Rock, Folk und Soul, genau das Richtige für einen schönen Sommerabend."



Claudia Liedtke, m|Centrum

„Als echtes Bremer Mädchen mag ich die Weser natürlich total gerne, und wir wohnen auch direkt am Weserufer. Hier weht auch im Sommer meistens eine leichte Brise – schließlich lebe ich in Pusdorf, das so heißt, weil es hier immer ein bisschen windet (Pus-Dorf von ‚pusten'). Am Wochenende fahren wir oft mit dem Rad zum Lankenauer Höft bis zum Anleger und warten auf die kleine Fähre ‚Pusdorp'. Die setzt einen dann zur Waterfront und zum Molenturm über. Wir bevorzugen den Molenturm, weil es wirklich ein idyllisches Plätzchen ist. Hier teilt sich die Weser in zwei Fahrrinnen, und außerdem wohnt dort eine große Möwenkolonie. Am Deich entlang krempeln wir dann den Weg zur Speicherstadt von hinten auf, bis zur kleinen Marina. Am Hafenbecken gibt es dann in einem der zahlreichen kleinen Bistros eine Erfrischung."

Uta Bohls, Ambulantes Wohnen Neustadt

„Ich habe mehrere Lieblingsplätze im Sommer. Gerade bin ich gerne auf der Lucie. Auf dem Lucie-Flechtmann-Platz in der Neustadt ist ein Gemeinschaftsgarten entstanden, den alle nutzen können, die Lust dazu haben. Sonntags wird gemeinsam gebuddelt, gepflanzt und gegossen, da bin ich sehr gerne. Ich mag die gemeinschaftliche Arbeit im Grünen und hoffe, dass Kräuter und Kohlrabi gut wachsen. Wenn ich Ruhe haben möchte, fahre ich mit dem Fahrrad zur Flughafenwiese. Da liege ich im Gras und gucke den Flugzeugen beim Starten und Landen zu. Es ist wunderbar still dort, und picknicken kann man auch sehr gut."

Marco Bianchi, m|c-Stadtteilkoordinator

„Mein Lieblingsort hat einen ganz besonderen Charme, den die meisten aber wohl erst auf den zweiten Blick erkennen. Ich sitze oft auf den Treppenstufen, die zum ‚Künstlerhaus' führen, einem ehemaligen Verwaltungsgebäude vom alten, stillgelegten Güterbahnhof. Dann blicke ich eine Allee hinunter, die nicht von Bäumen gesäumt wird, sondern von alten Lagerhallen. Heute stehen die meisten davon leer, aber manche werden von Künstlern, Theatergruppen und Veranstaltern genutzt.

Im Keller des Künstlerhauses befindet sich ein Proberaum, in dem ich schon seit über 17 Jahren Musik mache. Ich bin oft der erste, der von unserer Gruppe dort eintrifft, und bei schönem Wetter sitze ich gerne noch ein wenig draußen, um den Kopf von einer anstrengenden Woche freizubekommen." ■

Bremer
Volkshochschule
Adult Education Center
Université Populaire
vhs
bremer
volkshochschule
www.vhs-bremen.de
Das neue Programm
erscheint im Juli!
Weiter kommen.
Ziele erreichen.
Neugierig bleiben.

Anzeige

Ein Shit-Storm um den Brief-Umschlag

Die Wahl zur bremischen Bürgerschaft ist längst Vergangenheit. Sie hat große politische Wellen geschlagen … und sie hat das Thema „Leichte Sprache" endgültig in das Bewusstsein der Bremer und Bremerinnen gerückt.

„Corpus Delicti", also der Ausgangspunkt aller Aufregung, waren die Hinweise und Erklärungen zur Wahl in Leichter Sprache. Es gab wüste Beschimpfungen und Verunglimpfungen; in den Leserbriefen an den Weser-Kurier schwankten die Autoren zwischen Ironie und Entsetzen.

Auch wenn Form und Wortwahl der Leserbriefe nicht immer angemessen und sachlich waren: Im Grundsatz haben die Kritiker der Leichten Sprache recht. Sprache transportiert nicht nur Informationen; Sprache transportiert Zuschreibungen und Bedeutungen. Und Sprache lebt durch ihre Leser und Hörer. Wer das bei der Anwendung der Leichten Sprache übersieht, handelt nicht im Sinne der Menschen, denen sie nützt. Schlimmer noch – es werden neue Formen der Diskriminierung und Ausgrenzung in Kauf genommen.

Professor Wolfgang Jantzen hat in einem Vortrag am 23. April gesagt: „Diese Leichte Sprache raubt den Menschen die Visionen, weil das Futur nicht genutzt werden darf, und sie verwehrt ihnen auch die Wünsche, weil der Konjunktiv ebenfalls tabu ist." Wer Leichte Sprache liest, darf sich nicht als „Analphabet" fühlen, Leichte Sprache muss gesprochen werden. Leichte Sprache muss lebendig und verständlich sein, und sie muss Spaß machen – zu sprechen und zu hören!

Ich bin nicht gegen die Leichte Sprache, aber ich bin gegen allzu starre Überzeugungen. Ich freue mich über die Diskussionen und darüber, dass die Leichte Sprache endlich im richtigen Leben angekommen ist.

Thomas Bretschneider

Autoren dieser Ausgabe

Redaktionsteam m
„Das Redaktionsteam wünscht allen einen kühlen Kopf."
E-Mail an: **m@martinsclub.de**

Claudia Liedtke
„Das Schönste am Sommer ist die Breminale."

Saskia Achenbach
„Das Schönste am Sommer ist die frische Brise an der Weser."

Nina Marquardt
„Sprüche wie: ‚Du isst meinem Essen das Essen weg' am Grill mit vegetarischen Köstlichkeiten kontern – und NICHT teilen. Ätschibätsch!"

Marco Bianchi
„Das Schönste am Sommer ist, wenn es abends wieder kühler wird."

Martinsclub-Grillteam
„Das Schönste am Sommer ist, wenn die Wurst brutzelt."

Uta Bohls
„Das Schönste am Sommer ist, wenn es nicht zu heiß ist."

Matthias Meyer
Das Schönste am Sommer ist, tolle Veranstaltungen wie die Sail in Bremerhaven oder das Drachenfest in Lemwerder zu besuchen."

Thomas Bretschneider
„Der Sommer wird im Allgemeinen überbewertet."

Nico Oppel
„Das Schönste am Sommer ist der Duft von Sonnenmilch in der Luft."

die durchblicker
„Eis, Sonne, Freibad, leicht bekleidete Frauen, hübsche Männer, draußen sein und grillen!"

Christina Ruschin
„Das Schönste am Sommer ist, dass es so lange hell bleibt."

Benedikt Heche
„Das Schönste am Sommer ist, auf dem Deich zu sitzen und der Weser beim Fließen zuzusehen."

Frederike Treu
„Das Schönste am Sommer sind die Blaubeersaison und der Geruch des Gewitterregens."

Foto: Frank Pusch

Wollen Sie mitmachen?

Um im **m** einen Artikel zu veröffentlichen, müssen Sie kein festes Mitglied der Redaktion sein. Sie können uns Ihre Geschichte auch einfach schicken. Oder Sie kommen vorbei und erzählen sie uns, dem Redaktions-team „die durchblicker". Wir hören uns Ihre Geschichte an oder helfen Ihnen, sie mit dem Computer aufzuschreiben. Dann besprechen wir, ob wir die Geschichte veröffentlichen können. Hier erfahren Sie per Telefon, wann Sie die durchblicker treffen können: **(0421) 53747-54**.
Sie können uns auch eine E-Mail schreiben:
mc.durchblick@web.de
Oder Sie schicken Post an:
die durchblicker, Martinsclub Bremen e. V.
Buntentorsteinweg 24/26, 28201 Bremen

Spenden und Sponsoring

Thomas Bretschneider
Telefon: (0421) 53 747 40
spenden@martinsclub.de

Spendenkonto
Nr. 10 68 45 53, BLZ 290 501 01
Sparkasse Bremen
IBAN DE72 2905 0101 0010 6845 53
BIC SBREDE22XXX

Impressum und Kontakt

Herausgeber	Martinsclub Bremen e. V. Buntentorsteinweg 24/26, 28201 Bremen Telefon: (0421) 53 747 40 kontakt@martinsclub.de, m@martinsclub.de www.martinsclub.de
ViSdP	Thomas Bretschneider
Redaktion	hofAtelier, Frederike Treu und Martinsclub
Gestaltung	hofAtelier, Bremen
Korrektur	besserschreiber, Bremen
Fotografie	Pekka Elomaa, Frank Pusch, Martinsclub, Frank Scheffka, Frederike Treu, Elena Volotowa, Haus am Walde
Erscheinungsweise	4 x jährlich
Auflage	5.800 Stück
Druck	Girzig + Gottschalk GmbH

HEP ist eure Ausbildung für die Zukunft!

Liegt dir der intensive Kontakt zu Menschen? Findest du auch, dass alle Menschen gleichberechtigt am Leben teilhaben sollen? Bist du körperlich fit und psychisch stabil?

Dann ist die Ausbildung zur / zum **Heilerziehungspfleger_in** genau das Richtige für dich. Bewirb dich jetzt!

Weitere Informationen findest du auf:
www.martinsclub.de/hep-ausbildung

Für weitere Auskünfte steht dir gerne Sebastian Jung unter 0421 53747-75 zur Verfügung.

Oder du schreibst eine E-Mail an: **hep@martinsclub.de**

MARTINS CLUB
BREMEN